Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 22

Artikel: Abkommandiert...
Autor: Curchod, Fred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672399

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XLIII. Jahrgang | Zürich, 15. August 1940 | Heft 22

Ein Tautropfen.

Ein Tropfen Tau blitzt auf im Morgenprangen,
der Sonne leuchtend Bildnis zu empfangen,
und doch, er faßt das große Wunder nicht,
daß sie in ihrem Strahlenkranz, dem reinen,
zu ihm sich neigt, dem Unscheinbaren, kleinen,
mit ihrem lichten, hehren Angesicht.

Und Stolz und Demut in dem Tropfen streiten...
Es reißt ihn aufwärts in die blauen Weiten,
der Sonne Auge möcht' er ewig sehn;
und folgend ihrem mächtigen Befehle,
gibt er ihr zitternd seine ganze Seele
und darf im heil'gen Morgenlicht vergehn.

Du aber, Herz, wenn du in Weihestunden
den Morgenglanz der Ewigkeit empfunden,
war's Demut oder Stolz, was dich erfüllt?
Dir ziemt nur Demut vor den Gottesmächten,
die sich nach trauervollen, dunklen Nächten
als Wunder deinem ganzen Sein enthüllt.

Die ew'ge Liebe wußte dich zu finden,
nicht, daß du solltest wie der Tau entschwinden,
nein, daß du endlich umgewandelt seist,
daß du mit deinem Denken, Tun und Leben
dich ihm nur mögest demutvoll ergeben,
dem Ewig-Vater, der sein Kind dich heißt.

Margarete Schubert.

Abkommandiert...

Von Fred Curchod.

Hauptverlesen!

In strammer Haltung steht der Hauptmann vor seiner Kompagnie. Seine imponierenden Gesichtszüge straffen sich. Es ist der natürliche Vorgang, der allen seinen Befehlen vorangeht. Knappe Worte formen sich zu einem wohlbetonten Kommando:

„Kompagnie — achtung — steht!! — Zum Fassen abtreten!"

Zweihundert Paar Absätze knallen in einem Schlage zusammen. Mann an Mann stehen sie in angestrengter Haltung da. Eine flottere Antwort auf das letzte Kommando des Tages dürfte es kaum geben. Die Sache klappt zur völligen Zufriedenheit des Kompagniekommandanten. Jetzt zeigen sich seine Gesichtszüge entspannt. Ein Ausdruck der Freude liegt unverkennbar in ihnen. Und — das Gesicht des Vorgesetzten ist gleichsam das Herz seiner Soldaten. Auch sie sind froh, denn ein arbeitsreicher Tag liegt hinter ihnen.

Die Kompagnie hat seit einiger Zeit Gewehr, Tornister und Gasmaske gegen Pickel, Spaten und Waldsäge vertauscht. Manch eine robuste oder zarte Hand birgt geplatzte Schwielen, das Merkmal fleißiger Arbeit in sich. Über einige Handrücken verlaufen rote Kratzer gleich dem Ge-

äder des Eisenbahnnetzes auf der Landkarte. Selbst der Wachtmeister des dritten Zuges trägt einen derben Schmiß auf der linken Backe. Er ist stolz darauf wie ein Student. Insgeheim denkt er an seine Kleine daheim. Heute ist just Donnerstag. Das hatte zu Friedenszeiten und in Amors Sprache immer ein Stelldichein bedeutet! — Was würde sie wohl sagen, wenn sie ihn so sähe?

Es gibt kein langes Verweilen bei diesem Gedanken. Unser Mann gerät ins Bombardement der Kameraden, die den Schmiß entdeckt haben.

„Schon so alt und noch immer Student!" ruft einer gewitzigt aus den Reihen. — „Wachtmeister Kuhn — studieren kostet Geld und macht nicht immer weise!" tönt es von der nächsten Ecke herüber.

Die Leute sind im besten Zuge, dem Feierabend die Zügel frei zu geben. Noch einmal verstummen sie. Die Stimme des Hauptmanns schallt dröhnend in den Lärm:

„Füsilier Kübler daher!"

„Hier, Herr Hauptmann!" meldet sich das Echo sekundenschnell.

Eine mittelgroße, bewegliche Gestalt löst sich aus der Kolonne. Drei Schritte vom Vorgesetzten entfernt, knallt sie eine vorbildliche Achtungsstellung hin und erwartet das „Todesurteil". So schlimm ist es aber nicht. Es lautet:

„Füsilier Kübler, morgen und übermorgen sind Sie aushilfsweise zu Feldarbeiten abkommandiert! Nach der Tagwache melden Sie sich im Flurhof. Der Hof liegt weit abseits vom Südausgang des Dorfes. — Sind Sie im Bild?"

„Jawohl, Herr Hauptmann — ich melde mich ab."

Die Gedanken des Kommandierten fliegen voraus. Er freut sich, denn Feldarbeit und die Nähe eines Bauernhauses bieten ihm eine willkommene Abwechslung. Die Freude steht seinem zur Melancholie neigenden Gesichtsausdruck gut an. Sie verschwindet wieder, als er die Kolonne, die sich inzwischen in Bewegung gesetzt hat, einholt. Mit umgehängtem Brotsack und baumelndem Gamellendeckel geht es zum Nachtessen. Und das scheut Füsilier Kübler. Nicht etwa des Essens wegen, denn er ist nicht verwöhnt. Überdies ist das Essen meist so trefflich, daß die Faßmannschaft jeden zu gleicher Zeit bedienen sollte. Nein, das ist es nicht. Der Schuh drückt anderswo.

Seit Wochen sitzt er Tag um Tag an seinem Platz. Fast täglich ruft die Postordonnanz die Namen seiner Kameraden auf. Sein Name aber will dem Pöstler nie über die Lippen kommen.

Auch heute fliegen die Pakete flink von Hand zu Hand. Briefe und Karten ohne Zahl suchen ihren Bestimmungsort. Sie bringen jene Worte, die manches Wehrmannsherz durch ihre fürsorgliche Sprache und in vereinter Kraft mit Gruß und Kuß erneut in den zauberischen Bann der ewigen Liebe schlagen. Die Frau, die Braut, die Mutter, der Vater oder der Bruder mag schreiben — es ist einerlei: Briefe sind die sehnlichst erwarteten Boten, die den Soldaten mit dem Hinterland verbinden. Mehr und mehr erweist sich die Feldpost als ein stummer und doch so beredter Zeuge dessen. Sie hebt die innige Verbundenheit zwischen Volk und Armee.

Dann und wann hebt Füsilier Kübler seinen Blick scheu von dem dampfenden Berg Rösti hinweg. Mit Sehnsuchtsaugen hängt er an den Lippen der Postordonnanz. Doch, es bleibt beim alten. Wieder geht er leer aus. Eine bittere Stimmung bemächtigt sich seiner.

„Narr!" hämmert es in seinen Schläfen. — „Woher soll denn Post kommen für mich?" pocht sein junges Blut.

Die Antwort darauf ist eigentlich furchtbar einfach und nüchtern. Außerhalb der ersten Kompagnie gibt es eben keinen Menschen, der einen Peter Kübler kennt. Einzig die Kriegswäscherei weiß von ihm. Sein Name ist dort eine Nummer, eine Zahl, die bedeutet, daß es sich bei ihm um einen alleinstehenden Wehrmann handelt.

Der Orkan, den das Postverteilen auslöst, hat sich wieder gelegt. Die bangen Minuten, das Warten auf das Nichts, ist wieder überstanden. Peter Kübler hat sich damit abgefunden. Es dauert aber nicht lange, und wieder steckt ihm ein Würgen in der Kehle.

Mit Flaschen und Gläsern beladen macht Josi, die Serviertochter, die Runde. Vom Standpunkt des Charakters aus betrachtet, ist sie keine große Leuchte. Schon längst hat sie herausbekommen, daß Peter Kübler keine Post erhält. Ebenso weiß sie, daß er nur wenig trinkt. Obschon er nicht geizig ist, fällt von seinem Trinkgeld nicht viel auf ihre seidenen Strümpfe, mit denen sie einen wahren Aufwand treibt. Sie fühlt aber doch eine gewisse Sympathie für den Jungen in sich. Aus diesem Zwiespalt der Gefühle ruft sie ihm halb schadenfroh zu:

„Da, nimm eine Flasche, so hast auch etwas!"

Diese Sprache reizt Peter Kübler. Ein unfreundliches Wort schwebt ihm auf der Zunge. Aber Josi wird weggerufen.

„Komm' zu mir, Herzchen", quietscht der behä-

bige Saladin, der oben am Tisch sitzt. „Die Rösti ist verdammt gesalzen. Die Körner brennen mich auf der Zunge. Der Brand muß null-komma-plötzlich gelöscht werden. Her mit dem Heilwasser des seligen Gambrinus! ... Und, wie geht's denn immer, Josilein?"

Mit der Frage fühlt sich das Mädchen auch gleich ziemlich derb um die Hüfte gefaßt. Sie läßt es willig geschehen; denn sie verfolgt ein bestimmtes Ziel. Ob es etwas nutzte? Nun, vielleicht gelingt es ihr doch, die Eifersucht desjenigen zu wecken, für den sie schon lange eine Schwäche hat. Immer wieder sieht sie nach dem lebensernsten Gesicht des Füsilier Kübler. Der aber verhält sich im Vergleich mit seinen Kameraden streng zurückhaltend. Entweder ist er zu spröde, oder er fühlt sich mehr als diese.

„Schade", schließt Josi ihre Betrachtung laut ab.

„Was, schade?" sekundiert Saladin ... „hab' ich dir etwa einen Kuß ausgeschlagen ..."

Josi behält Recht mit ihrer Einsicht. Sie hätte ruhig ein für allemal die Bilanz ziehen können. — Peter Kübler kennt keine Tändelei. Das Kapitel der geschminkten Naivitäten liegt ihm nicht.

Er steht auf. Seine Gedanken schweifen in die Ferne. Schlicht und einfach denkt er:

„Morgen bin ich abkommandiert ..."

Der neue Tag ist erwacht. Es ist einer der vielen seit der Mobilisation. Inzwischen hat der Herbst sich flammend übers Land gebreitet. So weit das Auge reicht, zeigen die Wälder sich als ein einzigartiges Mosaik der Farben. Nach langen grauen Regentagen wagt sich auch die Sonne wieder hervor. Ihre Wärme gibt der halb durchfrorenen Natur noch einmal Atem. Es ist, als lebte sie wieder auf. Auch die Menschen erfreuen sich der Sonne. Sie haben sie auch nötiger denn je.

Die Daumen in die Westenausschnitte gehängt, steht der Flurhofbauer vor dem Stall. Sein von buschigen Augenbrauen überdachter Blick eilt über die Feldstraße, dem Dorfe zu. Er hält Ausschau nach der vom Kommando bewilligten Aushilfe.

Auch ihm hat der 1. September übel mitgespielt. Hals über Kopf hat er die Dienste abtreten müssen. Mit den verbliebenen Frauen alles zu bewirtschaften, gestaltete sich einfach unmöglich. Ja, wenn seine Frau selig noch da wäre. Jetzt aber ist nur Alma, die Magd, da und Käthi, die einzige Tochter. Fleißig sind sie beide. Selbst Käthi, die der Landwirtschaft sonst lieber nicht zu nahe kommt, steht tapfer im Zeug, wie eine echte Stauffacherin. Froh aber ist der Bauer doch um die vorübergehende Hilfe.

Richtig, da kommt sie auch schon.

„Alma!" alarmiert der Bauer die Magd durch die Tenntüre zur Küche, „ist der Kaffee bereit? Ist genügend Butter auf dem Tisch? Und vor allen Dingen Weißbrot?"

„He ja! — Das hab' ich mir gleich gedacht, daß es ein Gestürm gibt," kam es aus der Küche zurück. „Ehe solch ein Aufhebens gemacht wird, möchte ich sehen, was der Kerl schafft. Für die gebratenen Tauben hat es noch seine Zeit."

Der Bauer nimmt die Worte der Magd nicht tragisch. Er lacht einen Schollen, denn das ist ganz ihre Art. Aufs Militär ist sie ohnehin nicht gut zu sprechen. Sonst aber ist sie ein grundehrliches Faktotum, das sozusagen zum Inventar gehört. So geschieht es denn des öftern, daß sie dies und jenes frei von der Leber weg meckert.

„Nur gemach, Alma", wirft der Bauer ein und läßt keinen Blick von der Straße. „Der soll sich doch so recht zu Hause fühlen bei uns. Also — richte dich danach ein."

Im Selbstgespräch fährt er fort:

„Wie der stramm auszieht! Meiner Treu, der sieht nach einem Schaffer aus. Alle Achtung vor der Infanterie. Es sind, meine ich, nicht alles Sandhasen. Als ergrauter Dragoner drücke ich dem ohne jegliches Vorurteil die Hand."

Die Worte des Bauern machen Käthi, die Tochter, neugierig. Trotzdem schreitet sie fast widerwillig auf den Zehenspitzen hinter das Kaminfenster, denn bereits hat sie Alma kundgetan, daß sie heute nicht mitmache. Darauf hat der gute Hausgeist ihr erwidert:

„Da tust du nur gut, Käthi. Laß' dich nie mit einem Feldgrauen ein. Schon Mutter selig paukte mir ein: Die fürchte wie der Teufel das Weihwasser! Und recht hatte Mutter in allen Dingen, bis über den Tod hinaus."

Die mahnenden Worte beschäftigen Käthi, als Füsilier Kübler um die Gartenecke biegt. Von irgendwelcher Furcht kann da allerdings nicht die Rede sein. Almas beschwörende Theorie zerstiebt in alle Winde. Sie scheint zur Wirkungslosigkeit verdammt zu sein, noch ehe der Kern ihrer Rede Wurzel zu fassen vermochte. — Dieser Feldgraue da sieht ganz vertrauenerweckend aus. Und nicht genug damit. Käthi spürt einen leichten Stich in der Herzgegend. Unwillkürlich legt sie die Hand an. Sie folgt damit dem Impuls jener Frauen,

die das Herz auf dem rechten Fleck haben und das Natürlichste tun, wenn sie unbeobachtet sind, wenn irgend eine Freude ihr Innerstes durchzuckt — wenn sie vom starken Geschlecht nicht schlecht denken und endlich — wenn sie gewisse Züge im Antlitz und im Wesen eines Mannes sympathisch finden.

Kurz und gut, die Antrittsvisite des Füsilier Kübler gefällt nicht dem Bauern allein...

Schon der erste Tag im neuen Amt gibt Peter Kübler das Gefühl, als wäre er zum Zivilisten degradiert worden. Erst schleicht es ihn ganz beschämend an. Besonders beim Gedanken an seine Kameraden. Dann aber schüttelt er die „Minderwertigkeitsgefühle" energisch vom Soldatenrock, den er mit Stolz trägt.

„Ich bin ja kommandiert worden!" hämmert er sich für die folgenden Stunden ein. Und damit geht er aus sich heraus. Mit gesegnetem Appetit geht er zum Mittagstisch.

Während sein Blick die nach altem Stil gebaute Küche abtastet, trägt Alma das Essen auf. Mit dem einen Auge schielt sie nach links und mit dem andern nach rechts. Wenn sie ihre Umgebung so betrachtet, steht man im Interesse bei ihr. Das hat auch Peter Kübler nach einigem Zweifeln entdeckt. Allerdings ist es nicht so schlimm wie im ersten Moment seiner Anwesenheit. Sein Wesen hat selbst in diese abweisenden Augen hinein einen mildernden Schimmer zu bringen vermocht. Der Bauer vollends hat sich bald an ihn gewöhnt.

Eben poltert er über die Schwelle. Er setzt sich, rückt sich am Tisch zurecht und greift dann ein Thema auf. Als alter Haudegen und ehemaliger Korporal gerät er mit Vorliebe in die Kritik am neuen Dienstbetrieb. Da gefällt ihm fürwahr nicht alles.

„Ich sah letzthin eine Weile den Gefechten zu", begann er. „Da läßt sich von einem Begriff wie: In der Hitze des Gefecht's oder so, kaum mehr reden. Da taucht ein Mann auf und unter, noch ehe ein Schuß knallt. Das will mich verdammt langweilig dünken. Der Krieg von heute mag ja anders sein... früher sprachen eben immer die härtesten Grinde mit! Und das war eine Sprache für sich. Natürlich, dem heutigen Splittergespuck aus der Luft und dem Höllengespeise von links und rechts sind meine verkalkten Gedanken nicht mehr gewachsen. Aber so ist's: Die Leute sagen immer, die Zeiten werden schlimmer! — Die Zeiten bleiben immer, die Leute werden schlimmer!

Alma, schöpf' die Suppe!"

Eben schickt sich die Magd dazu an. Ihr ungewollt zweideutiger Blick streift den Soldaten. Sie gibt sich Mut zu einem Wort. Sie will einmal auf den Busch klopfen.

„Hat der Herr Füsilier die Kostsuppe gerne?" fragt sie. Gespannt erwartet sie das Ergebnis ihrer herkömmlichen Frage.

„Bohnensuppe? Jawohl ja!" fällt unser Vaterlandsverteidiger ein. „Der Herr gab's so, daß ich alle Suppen gerne habe — noch lieber aber ist mir, wenn Sie statt dem Herrn und dem Füsilier einstweilen Kübler oder Peter einschalten."

Almas Begriff vom gesunden Schweizerholz wächst. Sie staunt nur so. Zum Glück antwortet der Bauer für sie und ganz in ihrem Sinne.

„Donner und Doria! — Das nenn' ich frei von der Leber gesprochen. Mir ist's aber recht so. Also, guten Appetit Kübler..."

Nach kurzer Pause hilft er nach... „Peter klingt eigentlich besser. Und schließlich sind auch wir Waffenbrüder: Sie tragen Säbel und Gewehr, und ich führe Mistgabel und Pflugschar. Abgemacht. Für die kurze Dauer Ihrer Gegenwart nennen wir Sie Peter. — Einverstanden?"

Dem Füsilier wurde es immer trauter zumute im engen Kreis dieser Menschen. Kühn und halb übermütig erwidert er:

„Very well, sagt der Engländer, wenn er einverstanden ist — Oui, der Franzose, und Ja, der Deutsche — ich bin also für den Frieden!"

Zwei Männer lachen, und eine Magd kichert.

Drüben in der Stube aber klopft ein Herz höher und höher. Über einen schönen Mädchenkopf, dem liebliche Züge eigen sind und den blondes Haar ziert, eilt die brennende Röte der Beschämung. Käthi beißt sich in die vollen roten Lippen. Hundert Gedanken stürmen auf sie ein. Jeder von ihnen peinigt sie. Sie erhebt Anklage gegen sich selbst.

„Warum verschmähst du es, mit einem Soldaten den gleichen Tisch zu teilen? Ist er dir zu wenig? Oder sieht er so simpel aus? — Schafft und spricht er nicht nach dem Wahlspruch: Frisch, fromm, froh, frei! — Und, wenn er auch nur ein Knecht wäre, er hat das Rüstzeug für mehr!"

So und ähnlich drängen die Fragen des Gewissens auf Käthi ein. Sie schämt sich bis tief in die Seele hinein. So sitzt sie da und erlauscht jedes Wort, das in der Küche gesprochen wird.

Als freundlicher Schelm stiehlt sich die Herbstsonne durch die niederen Fenster. Käthi empfindet

W. Bänninger, Winterthur: Schächentaler Bauer.

die wohltuende Wärme auf den sehnigen und gutgeformten Gliedern, die sie übereinander geschlagen hält. Die schlanken Hände hat sie wie im Gebet über das Knie gespannt. Sie gleicht einem Bild seltener Anmut. Plötzlich stößt der Föhn ganz flegelhaft durch die offenen Fenster und hebt die Türe, die zur Küche führt, mit einem leisen Gipsen aus der Falle.

Peter Kübler starrt wie angewurzelt über die Schwelle, in die Stube. Er traut seinen Augen nicht recht. Was narrt ihn denn da? Oder sieht er doch richtig? Ja, er ist nur das Opfer einer großen Überraschung! — Langsam sinkt seine Rechte, die den Löffel hält. Unentwegt aber bleibt er in ein Auge versunken, das in seiner vollen Treue und Bläue in dem seinen vor Anker geht. Plötzlich, wie der Föhn gekommen ist, hebt er erneut sein Liedchen an. Die Tür schlägt zu. Der göttliche Spuk ist weg!

Weggewischt ist der Zauber weniger Sekunden. Weg ist auch Peters gesunder Appetit. Zurück bleibt in ihm die Erinnerung an etwas Schönes und noch nie Geschautes. Die Sehnsucht nach dem Großen, noch nie Erlebten packt ihn. Aus dem reichen Wortschatz des menschlichen Erlebens hat ihn die Liebe wie der Blitz getroffen.

Noch einmal heftet er den Blick auf die Stubentüre. Sie kommt ihm vor wie die Pforte zu

einem Heiligtum. Allein, sie bleibt ihm verschlossen. Sie ist eine Scheidewand zwischen ihm und dem Glück aus fernen Traumlanden.

Knapp nach der unerwarteten Begebenheit trifft Peter mit dem Blick des Bauern zusammen. Darin liegt so viel Aufmunterung, daß er sein Innerstes einstweilen zu überwinden versucht. Er löffelt die Suppe aus.

„Packen Sie nur tüchtig zu, Peter", sagt der Bauer grundgütig. „Es kann spät werden, bis Käthi es wagt, uns den z'Vieri aufs Feld zu tragen..."

Dem Bauer und dem Füsilier harren noch eine Menge Arbeiten. Wie die Jahreszeiten kommen und gehen, so wechseln auch die Arbeiten des Landmannes. Da, wo das Kartoffelfeld steht, gilt es zu pflügen und zu misten. Mit der Egge muß über das umgebrochene Land gefahren werden. Es ist höchste Zeit, daß die Wintersaat dem Erdboden einverleibt werden kann. Das Wetter spielt über Erwarten gut mit. Es ist fast sömmerlich mild.

Während einer kurzen Atempause kommt der Bauer mit Peter ins Gespräch. Dieser stellt sich so, daß er die Feldstraße, die zum Flurhof führt, im Auge behalten kann. Eine kerngesunde und doch zarte Mädchengestalt wandert dort langsam durch die Fluren. Es ist Käthi, die dem Hof zustrebt.

„Schon ist der letzte Tag angebrochen", beginnt der Bauer. „Schade, daß wir Sie nicht länger behalten dürfen, Peter. Sie leisten ganze Arbeit. Ich könnte Ihnen ruhig den ganzen Hof anvertrauen."

Peter lächelt matt, dann erwidert er ernst:

„Leider ja, mit heute ist's Schluß. Ich bin gerne da. Das erstemal in meinem Leben fühle ich mich so recht daheim."

Es entsteht eine längere Pause. Noch immer hält Peter seinen Blick in die Ferne gerichtet. Ein seltsamer Glanz liegt in dem grauen, lebhaften Auge. Der Alte deutet alles auf seine Art. Er bringt die Stimmung des Soldaten mit dessen Jugend in Verbindung und — mit Käthi, die eben dagewesen ist.

„Würde es Ihnen in dieser Umgebung gefallen?" stellt der Bauer die überraschende Frage an Peter. Erstaunt sieht dieser in das wetterharte Gesicht seines Gegenübers. Nur kurz zwar, dann irrt sein Blick wieder ab in der Richtung. Während Sekunden ersteht Käthi vor seinem geistigen Auge. Sie ist blond und gut gewachsen. Sie gibt sich natürlich. Und, was alles überwiegt, ist das Liebliche an ihr. Takt und Herzensbildung geben ihrem Äußern jene Schönheit, die nicht allen Frauen eigen ist. Das alles hat er im Bruchteil von Sekunden in sich aufgenommen. Und noch glaubt er, ihre unverfälschte, warme Stimme zu hören.

Und nun die sonderbare Frage des Bauern. Ahnte dieser die gegenseitige Stimmung ihrer Herzen? Aber nein — das ist eine törichte Zivilistenfrage, die er sich stellt. Fort damit! Ausweichend antwortet Peter, nur auf die Gegend und nicht auf die Umgebung anspielend:

„Warum soll es einem da nicht gefallen? Was der Verwöhnte und der Städter nicht weiß, ist auch vom Flachland zu sagen. Das einsamste Gehöft hat seine hundert Reize. Und hier! — Es wird einem ganz sonntäglich zumute. Wie da die Muttfeuer auf den Äckern brennen, das Bächlein gurgelnd durch die Wiesen springt und Meister Rabe seine Angehörigen im Gehölz zusammenruft... schön ist das Land! Da und überall, wo Mutter Erde Leben zeugt, läßt sich eine Heimstätte bauen."

Wie der Bauer sich anfangs von der fröhlichen Seite des Soldaten überzeugen konnte, so läßt er sich auch von dessen Lebensernst einnehmen.

„Hm", macht er zögernd und indem er die Brauen zusammenzieht. „Sie machen mich neugierig, Peter. Vielleicht erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben? Ich meine — es ist eine Seltenheit, daß einer mit dem Pflug, dem Pferd und dem Gedanken gleichermaßen vertraut ist..."

In tiefe Gedanken versunken nähert Käthi sich dem Hof. Noch nie hat das ferne Herdengeläute ihr so lieblich in den Ohren geklungen wie gerade jetzt. Sie hat ihr Herz entdeckt. Glück und Sorge wechseln darin in bunter Folge. Bald hätte sie jubeln und bald weinen mögen. Jubeln darum, weil sie tief in die Seele des Soldaten geschaut und viel gefunden hat. Weinen darum, weil alles noch unausgesprochen zwischen ihnen liegt. Ein oberflächliches Geplänkel ist nicht ihre Sache. Aber die Erkenntnis tiefer und wahrer Liebe macht es der Zunge einfach schwer... und heute ist der letzte Tag von Peters Anwesenheit. Er muß wieder zurück zur Truppe.

Auch Alma ließ sich punkto Feldgrau gründlich bekehren. Sie bereitet allerlei Schmackhaftes vor. Als Käthi in die Küche tritt, wittert sie ein reichlich gutes Nachtessen.

„Du kochst wohl zum Abschied?" würgt sie hervor.

„Jawohl!" erwidert Alma stolz. „Der muß

meine Kochkunst für einige Zeit in Erinnerung behalten. Wahrhaftig, wenn nur die Hälfte unserer Soldaten so ist wie der, dürfen wir jederzeit getrost sein. Mutter selig ist doch zu weit gegangen. Meine Meinung von den Milizen will ich beileibe nicht wieder mit dem Schatten der Hölle in Verbindung bringen. Es sei mir verziehen. — Und du Käthi, was ist dir? Du bist so schweigsam. Fehlt dir etwas?"

Käthi schüttelt nur den Kopf. Einer weiteren Antwort wird sie enthoben. Draußen fährt ein Velofahrer vor. Beim nähern Zusehen erkennen sie einen Feldgrauen. Es ist zwar nicht Peter. Der Angekommene sieht sich nach allen Seiten um. Als er keinen Menschen gewahrt, steuert er schnurstracks der Küche zu. In seiner Rechten baumelt ein Wäschesäcklein. Die Postordonnanz Meier sucht nach Peter Kübler.

„Guten Abend", meldet er sich an, nachdem er vorerst sittsam angepocht hat. „Abendpost für Füsilier Kübler. Ist er gleich da?"

„Im Moment nicht", erwidert Käthi trocken. „Pressiert's?"

Während sie spricht, fühlt sie sich von vielsagenden Blicken umworben. Aus diesem Grunde läßt sie Alma in den Vordergrund treten. Diese nimmt den Wäschesack in Empfang.

„Wir werden die Sache übergeben", wirft sie ein.

„Gut so. Es ist möglich, daß Kübler die Wäsche dringend braucht. Vergebens suchte ich ihn gestern. Ich wußte nicht, daß er sein Engagement bekommen hat."

Der Pöstler belächelt seine Worte verschmitzt, um dann weiter zu fragen:

„Nebenbei — wie bewährt sich unser Mann?"

Meier hat gleich einsehen müssen, daß Käthi sich nicht so leicht in ein Gespräch verwickeln ließ. Nun, das tat weiter nichts zur Sache. Und, da Alma weit weniger verführerisch ist, tendiert der Pöstler lediglich noch auf einen guten Most. Das Radeln hat ihm Durst gemacht. Da besteht immerhin die Aussicht, dem Übel ohne Verausgabung eines Batzens abzuhelfen. Daher spricht er etwas alltäglich um den Brei herum. Die Antwort rund um Kübler interessiert ihn dabei weniger als die, die seinem stillen Wunsche entspricht. Sie läßt nicht lange auf sich warten.

Alma ist nicht dumm. Sie zögert nicht länger und holt aus dem Schrank ein sauberes Glas und den vollen Krug herbei.

„Ein Glas vom Neuen schmeckt immer", sagt sie freundlich.

Meier bedankt sich und trinkt in raschen Zügen. Dann kommt er wieder auf Peter Kübler zu sprechen. Wohlwollend plaudert er aus, was die beiden Frauen nur zu sehr interessiert.

„Unser Kübler ist ein flotter Bürger. Wir mögen ihn gut leiden. Er lebt zwar etwas zurückgezogen unter uns. Er trinkt keine Runde zuviel. Da setzen manchmal auch unsere Sticheleien gegen ihn an, im Spaß natürlich. Er ist ja zu bedauern. Er hat weder Angehörige, noch Verwandte oder Bekannte. Er steht mutterseelenallein im Dienste der Heimat. Die Wäsche wird ihm von der lobenswerten Kriegswäscherei besorgt. Kommt das Säcklein zurück, kann sich natürlich nicht immer etwas Wurstiges oder Leckeres darin befinden. — Wir stopfen ihm manches von unserm Überfluß zu. Doch sträubt er sich meist dagegen.

Es muß einem eigentümlich anmuten, wenn dem Wäschesack der übliche kleine Zustupf abgeht, wenn sich nie ein freundliches Wort daraus enthüllen läßt."

Die beiden Frauen wechseln einen bedeutsamen Blick.

„Ein Mensch muß sich ja einsam fühlen so", haucht Käthi teilnahmsvoll „Wollen wir ihm nicht..."

Sie unterbricht sich plötzlich. Ein Entschluß reift in ihr. Alma glaubt sogar, ihr die Freude des Gedankens vom Gesicht ablesen zu können. Käthi indes greift nach kurzer Pause das sie brennend Interessierende erneut an.

„Ist es wirklich so, wie Sie sagen? Es wäre doch möglich, daß Sie sich täuschen?"

„Nein", erwidert die Postordonnanz bestimmt. „Keine Rede davon. Wir traten ihm näher. In die Enge getrieben, gab Kübler endlich zu, daß es so ist, wie wir vermuteten. — Seit Jahren schlug er sich als Dienstbub und danach als Knecht durchs Leben. Mit dem sauer Ersparten nun trat er vor Jahresfrist in eine Forst- und Landwirtschaftsschule ein. Dann kam der dicke Strich durch seine Zukunftspläne: Der 1. September!"

Nach einer weiteren Stärkung fährt Meier unbeirrt fort:

„Wir wollten seine Lebensgeschichte nicht aus bloßer Neugier erfahren. Nein — bei jeder Soldperiode tun wir etwas Weniges zur Seite. Zu gegebener Zeit wollen wir ihm dann eine kleine Überraschung bereiten."

Nun steht Meier auf und bedankt sich höflich. Er gewahrt den Eindruck seiner Schilderung und

verabschiedet sich. Er legt den Zeigefinger quer über seine Lippen und sagt ironisch:

„Also, verehrte Damen — strengste Diskretion!"

Würde er genau in die Augen der Flurhoftochter geblickt haben, wäre ihm ein großes Danken und ein feuchtes Aufglänzen zugleich begegnet...

Das Rad des Schicksals rollt Stunde auf Stunde seinen Weg. Was nacheinander geschieht, kommt so ziemlich Hals über Kopf.

Das Regiment hat seinen Standort über Nacht zu wechseln. Das bedeutet auch sofortigen Abbruch der „diplomatischen Beziehungen" zur Zivilbevölkerung. Der ganze Umzug gestaltet sich sozusagen lautlos. Die Leute im Flurhof ahnen nichts davon. Am nächsten Tage gähnen den Einwohnern bereits die leeren Kantonnemente entgegen. Nicht ein Gegenstand militärischer Herkunft ist zurückgeblieben, einzig im Flurhof — ganz unvermutet — ein Wäschesäcklein.

Käthi träumt noch immer davon, daß Peter Kübler sich nach dem gemütlichen wie herzlichen Abend gelegentlich zurückfinden würde. Im stillen glaubt sie gar, daß er das Säcklein um jeden Preis habe vergessen wollen, um so ein Wiedersehen mit ihr sicher zu stellen.

Aber nun kommt er nicht. Hat sie sich wirklich so bitter getäuscht in ihm?

Der Gedanke würgt ihr fast das Herz ab. Sie hat Peter einfach liebgewonnen. Und das ganz im Glauben an seine Erwiderung. — Hatte er nicht ihre Hände länger als üblich in den seinen gehalten? Hat er sie nicht warm gepreßt und ihr dabei so abgrundtief in die Seele geblickt? — Und nun?

Zwei Tage später wird ihr die Antwort beschieden. Sie schreitet durch das wie ausgestorben anmutende Dorf. Da weiß sie bald, was sich zugetragen hat. Wie Schuppen fällt es von ihren Augen. Ein Stein fällt ihr vom Herzen. Sie lebt förmlich auf. In fliegender Hast erledigt sie die Einkäufe, die sie hergeführt haben. Behenden Schrittes lenkt sie dann heimzu.

Zum erstenmal in ihrem Leben macht Käthi sich an den Versand eines Wäschesackes. Mit verschiedenen kleinen Schlüsseln manipuliert sie so lange, bis das Schloß aufspringt. Danach bringt sie eine ganz neue Anhängeadresse an. Das Schild der Kriegswäscherei tritt vor so viel Liebe in den Hintergrund. Endlich schiebt sie pochenden Herzens zwei Dinge zwischen die sauberen Wäschestücke: Zwei Paar währschafte Rauchwürste und — in einem kleinen Kuvert, mutig vorgetragen — eine große innige Herzensangelegenheit...

Fünf Tage später trifft die Antwort ein.

Erst errötet Käthi übers ganze Gesicht. Dann fühlt sie sich hochbeglückt. Auf den üblichen Plauderton des Postboten reagiert sie nicht. Die Durchsicht des Dokumentes, das sie fest in der Hand hält, duldet keinen Aufschub. Ja — der Brief trägt den gewünschten Stempel und außerdem eine ganz sympathische Aufschrift, die dem Wesen ihres Füsiliers entspricht.

Käthi riegelt die Kammertür zweifach hinter sich ab. Im verborgensten Winkel des Kämmerleins läßt sie sich nieder. Ihr Herz pocht zum Zerspringen. Das Öffnen eines solchen Geheimnisses läßt sie fast erzittern. Als sie ruhiger wird, empfindet sie eine unsägliche Wärme in sich. Ihr Herz bewegt sich im sonnigen Süden der ersten Liebe.

„Peter... Lieber..." stammelt sie glückstrunken vor sich her. Mit kosenden Augen liest sie immer wieder und noch einmal:

„Liebes Käthi! — Wenn ich Dir so schreibe, kann ich nicht sagen, was in mir ist. Nur eines weiß ich: Du hast mir den Mut zum ‚Du' gegeben. Käthi, Du hast mir die Sonne gebracht. Gelt, ich darf Dir sagen, daß ich Dich lieb habe ... jener erste Augenblick schon hat ja entschieden!

Willst Du den Anblick, den ich jetzt genieße, mit mir teilen? — Gib mir Deine liebe kleine Hand und laß' Dich entführen: In einem kleinen Bündnerdorf bezogen wir neues Quartier. Vom Kirchlein führt ein steiler Pfad zu einem Plateau empor. Beidseitig des Weges kocht der Wein in des Nachsommers Milde. Die Aussicht ist einzig. Die nahen Berge stehen im Dämmerlicht des scheidenden Tages. Die riesigen Häupter tragen die ersten Vorzeichen des Winters. Die sinkende Sonne überflutet sie rot. Als urewige Zeugen der Schöpfung blicken sie zu den Tälern herab. Wie aus weiter Ferne ertönen aus der Tiefe die Abendglocken. Sie läuten mir den Sonntag ins Herz hinein. Ehrfurcht und Liebe zu unserer Heimat weiten einem die Brust. Ich vergesse diesen Anblick nie. Ich erlebe das Große, das es zu schützen und zu schirmen gilt: Die Heimat! Gut und Blut! Erde, die Zoll für Zoll das Wertvollste durch alle Generationen hindurch bedeutet!"

Den Schluß des Briefes, den wiederum Persönliches besiegelt, vermag Käthi nicht weiter zu lesen. Sie hört Vaters Schritte über die Treppe

kommen. Mit der hastigen Gebärde, die Amors Pfeile nicht selten verursachen, verbirgt sie das teure Kuvert im Ausschnitt ihrer Bluse. Und leise flüstert sie:

„Nicht lange sollst Du verborgen bleiben, Peter. Wenn Du das Wäschesäcklein schickst oder, wenn Du einmal zu uns auf Urlaub fahren darfst — dann Liebster — offenbaren wir Vater das Geheimnis, das vielleicht schon keines mehr ist..."

Abend am See.

Im wogenden Schilf harft der Abendwind,
Beugt in losem Spiel die ragenden Rohre,
Die von blauen Wellen umschmeichelt sind,
Wölbt über Wasserrosen hohe Tore . . .

Und bunte Boote durchfurchen den See;
Versinken tief in azurne Ferne;
Durchkreuzen im Westen die Bahn der Sterne,
Mit Segeln, blinkend, wie Firnenschnee.

Ich warte still in das Dämmern hinein,
Und horche auf deine nahenden Schritte:
Erhöre heute der Sehnsucht Bitte;
Komm zu mir, Geliebte, im letzten Schein!

Johannes Vincent Venner.

Der Weg über den Berg.

Schweizer-Alpenpässe in der Geschichte.

Die Beziehungen des Menschen zur Bergwelt sind uralt. Oft genug wurde er gezwungen, die Senkungen der Gebirge zu überschreiten, sei es um Handelsbeziehungen zu pflegen oder um einzufallen in andere, fruchtbarere Täler. Irgendeine innere Bindung zur Bergwelt entstand dadurch freilich nicht; niemals suchte sie der Mensch des Altertums zu seinem Vergnügen auf, stets befangen von einer heiligen Scheu vor dem Übernatürlichen, den Geistern und Göttern, die dort

Der Große St. Bernhard. Handkolorierter Stich von J. S. Weibel, 1771—1846.